

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 52 (1981)
Heft: 11

Artikel: Luzerner Signale : zu einer "Fachtagung" im Gersag-Zentrum und zu einer "Studentagung" in Luzern
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Luzerner Signale

Zu einer «Fachtagung» im Gersag-Zentrum und zu einer «Studenttagung» in Luzern

Es ist ein Wesensmerkmal der Geschichte des Abendlandes, dass zu ihr der Begriff der Krise gehört — Krise verstanden als End- und Uebergangszeit, die von den Menschen als Notstand empfunden wird, weil sie sich in ihrer Existenz unausweichlich vor Entscheidungen gestellt fühlen und sehen, vor welchen ein bloss rationales Verhalten versagt und versagen muss. Häufig genug ist derzeit (wieder) von einer *Sinn- und Orientierungskrise* die Rede, die dem einzelnen wie der gesamten (bürgerlichen) Gesellschaft schwer zu schaffen mache und die, wie man wohl befügen darf, alle Erscheinungsformen der Ueberlieferung erfasst hat. Endzeitstimmungen überall und Endzeit-Aengste! Was geht denn zu Ende? Wo röhren diese Aengste denn her? Die Antwort muss hier aus gebotem Anlass sehr kurz ausfallen. Was im Zeitalter der Entdeckungen, im 16. Jahrhundert, begonnen und bis Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts den letzten euphorischen Gipfel erreicht hat, dann aber auch schon rasch zum ersten Einsturz gekommen ist, hat seine Schubkraft verloren: der auf dem herrschaftlichen Anspruch auf Autonomie beruhende Optimismus des Machers.

«Krise der Erziehung» — eine Facette

Eine Facette dieser Sinn- und Orientierungskrise, deren Not vermutlich noch jahrzehntelang nicht ausgestanden sein wird, ist die sogenannte Krise der Erziehung. Als Ausdruck des Mangels an Sicherheit tritt sie dort besonders deutlich und auch besonders schmerzlich in Erscheinung, wo sich die Erziehung mit den gesellschaftlichen Randschichten befasst und wo sie als Instrument im System der Sozialhilfe ihren anerkannten Platz zu erlangen sucht. Vor allem im Bereich der Erziehungshilfe für verhaltengestörte, erziehungsschwierige Kinder und Jugendliche ist das Spiel der Schlagwörter, der wissenschaftlich-ideologischen Ansichten, der berufspolitischen Interessen und der Experimente in den wenigen Jahren seit der Heimkampagne zu einem eigentlichen Verwirrspiel geworden, welches die traditionelle Heimerziehung immer tiefer in den Selbstzweifel und in die Resignation hineingedrängt hat.

«Entwicklungstendenzen in der Heimerziehung»

Vor der Kulisse dieses Sachverhalts kann es nicht verwundern, dass die von der Schule für Heimerziehung Luzern (SHL) am 17. und 18. September im

Der Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Gewissen besteht oft nur in einem bisschen Vergesslichkeit.

Truman Capote

Zentrum Gersag in Emmen durchgeführte, unter dem Patronat des Erziehungsdepartements und der Luzerner Heimleiterkonferenz stehende, dem Thema «*Entwicklungstendenzen in der Heimerziehung*» gewidmete «Fachtagung» von annähernd 200 Personen besucht worden ist und auch in einer weiteren Öffentlichkeit erhebliche Beachtung gefunden hat. Junge Heimerzieher, die es endlich wissen und — in verschiedenen Arbeitskreisen — sich wieder einmal aussprechen wollten, stellten den Hauptharst der Teilnehmer. Aber auch gegen die 30 Heimleiter kamen nach Emmen, dazu die Vertreter der Ausbildungsstätten und Fachverbände, sowie ein paar Psychologen. Hingegen fehlten, wie Schulleiter *Fridolin Herzog* in seinem Eröffnungswort etwas deprimiert aneutete, «die Behörden und die Sozialarbeiter der einweisenden Stellen».

Die Veranstaltung im Gersag-Zentrum sollte gemäss Programm der «Orientierung von Fachleuten und Behörden aus dem Berufsfeld der Heimerziehung im weiten Sinne» dienen. Erklärtes Ziel: «Wir möchten uns — nicht zuletzt unter dem Aspekt der Neuverteilung der Aufgaben zwischen Bund und Kantonen — ein Bild machen über die wichtigsten und aktuellsten Entwicklungsfaktoren und Tendenzen in der Heimerziehung als einem zentralen Bereich der öffentlichen Jugendhilfe. Ferner möchten wir die Frage angehen, wie und mit welchen Massnahmen diese Entwicklung positiv gesteuert werden kann.» Als Referenten wirkten mit Prof. Dr. *Heinrich Tuggener*, Inhaber des Lehrstuhls für Sozialpädagogik an der Universität Zürich («Heimerziehung im System der Jugendhilfe»), *Gerhard Schaffner*, Basel («Heimerziehung als Massnahmenvollzug für Jugendliche»), Dr. *Andreas Mehringer*, München («Der psychohygienische Aspekt des Erzieherseins»), *Thomas Hagmann*, Leiter des Wagerenhofs Uster («Personalproblem und Organisationsentwicklung im Heim»), und SHL-Leiter *Fridolin Herzog* («Entwicklungstendenzen in der Heimerziehung und die Schwierigkeiten von Ausbildungsstätten, darauf zu antworten»). In einem Sammelband zusammengefasst sollen die Vorträge zu Beginn des nächsten Jahres gedruckt im Verlag der Schweizerischen Zentralstelle für Heilpädagogik erscheinen.

Keine Angst vor «Alternativen und Alternativchen!»

Tuggener, anerkannter Kenner der Verhältnisse, gab, wie erwartet, einen fundierten Ueberblick über die wechselvolle Geschichte der Heimerziehung seit dem 18. Jahrhundert und warnte unter Berufung auf Pestalozzi und J. H. Wichern die Hörer aus dem Heimen vor der Versuchung, angesichts der aufschiesenden Fülle echter oder auch nur vermeintlicher «Alternativen und Alternativchen» vorschnell die Se-

gel zu streichen*. Er prägte das schöne Wort von der «positiven Dunkelziffer in der Heimerziehung». Der Psychologe Schaffner, bis 1979 Leiter des Landeserziehungsheims Erlenhof, ging anhand statistischen Zahlenmaterials zunächst der Frage nach, weshalb die Erziehung als Massnahmenvollzug unverdient zu ihrem nicht gerade attraktiven Ruf gekommen sei, und suchte am Muster dreier Szenarien die denkbaren Wege aufzuzeigen, die, je nach Wahl, zu einer Verschärfung oder zu einer Entspannung der Situation führen könnten.

Mehringer, grand old man der Heimerziehung, verschwieg seine Ueberzeugung, dass das Heim auch in Zukunft bestehen werde, ebenfalls nicht. Das Heim sei mehr als bloss das «notwendige Uebel», als welches man es habe in Verruf bringen wollen. Er sieht erfreuliche und weniger erfreuliche Tendenzen am Werk. Erfreulich die «Humanisierung» — Humanisierung «auch für den Erzieher», unerfreulich die «Ueberhandnahme des Job-Denkens» und unerfreulich die zunehmende Neigung, Erziehung zur Therapie umzufunktionieren. Die Heimkinder bräuchten nicht so sehr den Therapeuten im Arzttmantel und nicht «den Arbeitnehmer-Erzieher», sondern vielmehr «den Menschen, von dem sie Zuwendung erfahren und von dem sie sich angenommen fühlen».

Nicht nur besonders schwer, sondern besonders schön

Es gebe einige Berufe, für die das «reine Job-Denken» nicht genüge, und zu diesen Berufen gehöre die Heimerziehung in besonderer Weise. Wörtlich: «Dieser Beruf ist nicht nur besonders schwer, sondern auch besonders schön.» Der Erzieher dürfe noch das Gefühl haben, wirklich gebraucht zu werden, wenn er merke und erfahre, wie sehr und wie tief das Heimkind auf ihn angewiesen sei. Abschliessend nannte Mehringer einige Punkte, die jeder Erzieher, der es länger als zwei Jahre im Beruf aushalten wolle, durchaus im Auge behalten müsse. Die wichtigsten: 1. «Er muss Freude mitbringen; man kann nicht alles professionalisieren.» 2. Er muss «Mut zum eigenen Stil» haben. 3. Er soll «nicht geistig stehen bleiben». 4. Ohne «Selbstkontrolle und Selbstbehauptung» besteht die «Gefahr des Scheiterns». Bedeutsam ist das «Mitgetragenwerden» in einer «Hausgemeinschaft». Und vor allem: «Man soll nicht perfekt werden wollen, damit man gesund bleibe.»

Nach der Destabilisierung mehr Bürokratie?

Unter Hinweis auf die wachsende Personalfluktuation in Spitäler und Heimen ging Hagmann in seinem Referat von der Feststellung aus, die meisten

* In diesem Zusammenhang muss der Fachblattleser auf das im Herbst 1981 erschienene, von der Fédération Internationale des Communautés d'Enfants (FICE) herausgegebene Buch «Leben mit andern als Beruf — der Sozialpädagogik in Europa» aufmerksam gemacht werden. Der Sammelband mit verschiedenen Texten enthält u. a. auch einen interessanten historischen Ueberblick über die «Sozialpädagogik als Beruf» aus der Feder von Professor Tuggener. Das Buch ist zu beziehen bei Herbert Angst, Jugendheim, Rötetstrasse 53, 8037 Zürich.

unserer sozialen und pädagogischen Einrichtungen seien zu einer Zeit gegründet worden, in welcher feste Normen und Identitäten noch Gültigkeit gehabt hätten. Weil aber der Boden der «metaphysischen Prinzipien» seither verlassen worden sei, griffen die damals entwickelten Modelle heute nicht mehr. Stabile Identitäten und stabile Institutionen setzten eine stabile Umwelt voraus, doch eine solche sei derzeit nirgendwo mehr zu erkennen. Auf die Destabilisierung habe man bisher fast ausschliesslich mit vermehrter Spezialisierung und Bürokratisierung reagiert, aber Spezialisierung und Bürokratie hätten lediglich zu starren Lösungsformen geführt, die bald niemand mehr bezahlen könne. Eine feste Programmierung auf Dauer sei nicht mehr möglich; das Erzielen hoher Anpassungsfähigkeit von Organisationen auf Zeit werde zu einer Frage des Ueberlebens. «Was uns dringend nottut, ist die Erhöhung der Flexibilität, hier verstanden als verfügbares Potential für Veränderungen. In der Offenheit unserer Systeme liegt die Chance für unsere Zukunft.»

Von der Wiking- zur Kolumbus-Methode

Als Weg zur Erhöhung der Flexibilität unter Wahrung der Existenzbedingungen einer Institution wie des Heims nannte und beschrieb Hagmann die Organisationsentwicklung als relativ neue Disziplin der angewandten Sozialwissenschaft, die sich definieren lasse als «offenes, planmässiges Vorgehen im Umgang mit Veränderungsanforderungen und Veränderungsabsichten». Sie betrachte die wirtschaftlichen, methodisch-wissenschaftlichen und die menschlichen Aspekte als gleichberechtigt und suche sie zu integrieren. Die Methode ihres Vorgehens sei die *Kolumbus-Methode*, die sich von der zumal in der Gründerzeit üblichen *Wiking-Methode* («Man suche sich einen guten Führer und bete zu den Göttern, damit alles gut gehe»), aber auch von der *Titanic-Methode* («Alles wird bis ins kleinste Detail vorausgeplant, damit nichts schiefgehen kann») klar unterscheide. Die drei wichtigsten Punkte der *Kolumbus-Methode* sind: 1. «Ein globales Ziel haben, damit man die Kompassrichtung bestimmen kann». 2. «Ungewiss wissen, mit welchen Problemen man zu kämpfen hat, damit man sich einigermassen vorbereiten kann (Strömungen, Winde, Qualität der Leute, zur Verfügung stehende Mittel)» und 3. «die Instrumente besitzen, um täglich die eigene Position zu bestimmen und auszuwerten (Was war bis jetzt? Wo sind wir im Moment? Wie gehen wir weiter?).»

Die SHL-Fachtagung im Gersag-Zentrum war unzweifelhaft ein interessantes Ereignis. An der gebotenen Aufmerksamkeit der Hörer fehlte es nicht, auch nicht an der animierten Beteiligung in den Arbeitskreisen. Am Schluss gab's sogar Beifall in Fülle. Nur: Ob die Veranstaltung damit ihr Ziel voll erreicht und ob sie auf die Frage, wie und mit welchen Massnahmen die Entwicklung im Feld der Heimerziehung sich positiv steuern lasse, den Teilnehmern hilfreiche Antwort und Orientierung eingebracht habe, kann hier so leicht und geschwind wohl gar nicht ausgemacht werden. Dass sie den Titel einer Fachtagung insofern zu Recht trug, als sie den Bereich der

Empirie und die Massnahmen-Ebene nicht verliess, steht ausser Zweifel. Gerade deswegen freilich liegt es nahe zu sagen, ihr komme die Bedeutung eines Signals zu, weil sie am Beispiel der Heimerziehung die Konturen jener allgemeinen Orientierungskrise deutlicher habe hervortreten lassen. Auf einem andern Blatt steht, ob die Menschen in der Krise dieser Zeit gleichsam mit eigenen Kräften und sozusagen als Selbstversorger sich aus ihr herausziehen können und ob von ihnen erwartet und gefordert werden darf, dass sie als ihre eigenen Sinnstifter den Grund herstellen sollen, auf dem sie wieder Fuss zu fassen vermögen. Das gilt auch für die Heimerziehung. Signifikantes Nebenprodukt, das aus der Aussprache in den Arbeitskreisen abfiel, war die Feststellung, die Arbeit im Erziehungsheim werde nicht so sehr durch widrige Umstände von aussen, sondern vielmehr von innen durch ein stark von Feindbildern beherrschtes Denken der im Heim Tätigen selbst bedroht.

«Vom Menschenbild des Heilpädagogen»

Hier und jetzt muss im Rahmen dieses Berichts endlich noch von einem zweiten Luzerner Ereignis die Rede sein, dem, obzwar von der Oeffentlichkeit nicht in gleichem Masse beachtet, ebenfalls Signalcharakter zuerkannt werden darf. Das Signal ist freilich von ganz anderer Art. Etwa zur selben Zeit, vom 18. bis 20. September, fand im Hotel Union in Luzern die von den Absolventenvereinigungen der heilpädagogischen Ausbildungsstätten Basel, Fribourg und Zürich durchgeföhrte diesjährige «Studentagung» statt, die von Prof. Dr. Hermann Siegenthaler (Zürich) geleitet wurde, Thema: «Begrenztes Menschsein — vom Menschenbild des Heilpädagogen.» Wieso ist das Signal dieser Studentagung von ganz anderer Art? Es ging den Veranstaltern erklärtermassen nicht um *Wie*-Fragen auf der Massnahmenebene, sondern einzig um eine *Was*-Frage: *Was ist der Mensch?*

Die Was-Frage zielt nach dem Wesen des Menschen

Während die *Wie*-Fragen, die die (empirischen) Wissenschaften zu stellen pflegen, von aussen her letztlich stets zu dem führen müssen, was uns trennt, was uns begrenzt und voneinander unterscheidet, zielt die anthropologische Fragestellung (die nicht selten als «Erbauung» verdächtig gemacht wird) auf das, was uns eint. Was ist der Mensch ungeachtet aller individueller Unterschiedlichkeiten? Was hat der «gesunde» Mensch zum Beispiel mit dem Kranken oder etwa mit dem Behinderten gemeinsam? Wie der Tagungsleiter zu Recht erklärte, ist die *Was*-Frage eine Frage nach dem Wesen des Menschen, zu der das Erkennen des menschlichen Begrenzseins gehört und bei der die Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis ebenso hinfällig wird wie die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt. Im Erkennen und Anerkennen des eigenen Begrenzseins wird der Mensch allererst frei vom Druck der Nötigung, sich fortgesetzt als sein eigener Sinnstifter bewähren zu sollen, und das Begrenzsein selbst ist das sicherste Indiz für einen Grund, der sich von sich selbst her gibt und der, weil «nicht von dieser Welt», vom Menschen

nicht mit Gewalt und List verfügbar gemacht zu werden braucht.

Die Referenten in Luzern: Prof. Dr. Urs Häberlin, Fribourg («Die Grenzerfahrung in der heilpädagogischen Situation»), Dr. Jacques Vontobel, Zürich («Das „soziale Gehege“ — Hilfe oder Zwang?»), Prof. Dr. Otto Friedrich Bollnow, Tübingen («Die Forderung der Menschlichkeit in der Heilpädagogik»), Prof. Dr. Werner Weber, Zürich («... schön menschlich Antlitz ...»), Dr. Theodor Bucher, Zürich («Menschliche Grenzen: Käfig oder Chance?») und Prof. Dr. Hermann Siegenthaler, Zürich («Menschenbild und Heilpädagogik»). Nicht alle Referate hielten sich — mit Verlaub zu sagen — auf der Höhe der Erwartungen, welche die (rund 150) Teilnehmer nach Luzern geföhrzt haben mögen. Was aber Bollnow, Weber, Bucher und Siegenthaler dem Auditorium vortrugen, war meisterhaft, von echter Brillanz und unüblicher Gedankentiefe.

Ein richtiger Aufsteller: der Vortrag von Bollnow

Vor allem den Vortrag von Otto Friedrich Bollnow, dem Begründer der anthropologischen Pädagogik, dürften die Zuhörer als Aufsteller empfunden haben. Unter Anspielung auf den Hölderlin-Vers «Seit ein Gespräch wir sind ...» berief sich Bollnow auf Bubers «dialogisches Prinzip», das auch in der Erziehung, ja gerade dort die Orientierung am isolierten Objekt überwinde. Der Erzieher habe von der Vorstellung Abschied zu nehmen, dass er den Zögling «behandeln» könne. Weder müsse der Zögling «sozialisiert» noch «therapiert» werden. Er müsse vielmehr als Mensch spüren, dass er in der Tiefe seiner Person vom Erzieher angenommen und bejaht werde. Der Begriff der Therapie gehöre «zum Wortschatz des modernen Unmenschen», nicht in den Wortschatz des Erziehers, desgleichen der Begriff der Sozialisation, und der gedankenlose Gebrauch beider Wörter in der Pädagogik wäre eigentlich mit Bussen zu belegen.

Bollnow unterstrich die Ansicht Paul Moors, Heilpädagogik sei Pädagogik und nichts anderes — oder umgekehrt: alle Pädagogik sei letztlich immer Heilpädagogik. Pädagogik und Heilpädagogik könnten und dürften ihren wissenschaftlichen Anspruch «nie-mals auf die Empirie abstellen», wenn sie ihrem Auftrag wirklich treubleiben wollten. Im «Kampf gegen die Grenze» komme der Mensch zwar nie zur Ruhe, aber gerade im Scheitern habe er die Chance, ein Stück Menschlichkeit zu gewinnen. Deshalb sei für die Pädagogen die Grenzerfahrung nicht Anlass zur Resignation auf Dauer, sondern habe vielmehr immer wieder die Wirkung eines Stachels, der sein Erzieher-Ethos entzünde und sein Selbstverständnis als Heilpädagoge zu wecken und zu stärken vermöge. Gerade im Umgang mit Behinderten könne in der Grenzerfahrung der Erzieher erkennen, dass es in der pädagogischen Beziehung keineswegs zuerst um die Caritas gehe. Vielmehr gehe es zuallererst darum, dass ihm im behinderten Zögling «die Wahrhaftigkeit des Menschlichen» ohne alle äusserlichen Bedingtheiten entgegentrete — jene schlichte Wahrhaftigkeit also, «die wir Gesunden verloren haben». *H. B.*